

Just do it? Zum Konzept der Herstellung und Sicherung von Qualität in grounded theory-basierten Forschungsarbeiten

Strübing, Jörg

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

SSG Sozialwissenschaften, USB Köln

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Strübing, J. (2002). Just do it? Zum Konzept der Herstellung und Sicherung von Qualität in grounded theory-basierten Forschungsarbeiten. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 54(2), 318-342. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-415187>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

II. Berichte und Diskussionen

JUST DO IT?

Zum Konzept der Herstellung und Sicherung von Qualität
in grounded theory-basierten Forschungsarbeiten*

Jörg Strübing

Zusammenfassung: Der Beitrag schließt an die derzeitige Diskussion um Qualitätssicherung und Gütekriterien für die qualitativ-interpretative Sozialforschung an. Er zeigt, wie sich die grounded theory (in der Version, wie sie Anselm Strauss geprägt hat) auf ein bestimmtes epistemologisches und wissenschaftstheoretisches Modell beruft, nämlich das pragmatistische, und dass die daraus resultierende Prozesslogik nicht ohne Auswirkungen auf die Verfahren der Qualitätssicherung in der grounded theory bleiben kann. Dazu werde ich zunächst die Kernthesen des pragmatistischen Erkenntnismodells beleuchten, danach wesentliche Arbeitsprinzipien der grounded theory unter dem Blickwinkel der darin implementierten qualitätssichernden Maßnahmen umreißen (wobei die Prozesse des Kodierens im Zentrum der Betrachtung stehen werden), um schließlich die in der grounded theory vorgeschlagenen Gütekriterien und ihren forschungslogischen Hintergrund zu diskutieren.

„The published word is not the final one, but only a pause
in the never-ending process of generating theory.“
(Glaser und Strauss 1967: 40).

I. Einleitung

Gleich zu Beginn seines jüngsten Buches zur *grounded theory* bricht Barney Glaser, einer der beiden ‚Entdecker‘ des Verfahrens, in ein emphatisches statement aus: „How are you doing? I’m doing. Just do it. Let’s do it. Do it because it is meant to be. Do it because it is there to be done. Do it because it works. Grounded theory works and many people do it“ (Glaser 1998: 1). Nach 250 Seiten beschließt er sein Werk mit ähnlichem Überschwang: „I admonish the reader again: trust grounded theory, it

* Bei dem Text handelt es sich um die überarbeitete Fassung eines Vortrags im Rahmen des Workshops „Gütekriterien in der qualitativen Sozialforschung“ der Methodensektion der DGS am 1./2. Dezember 2000 in Mannheim. – Für ihre kritische Begleitung beim Verfassen des Textes bin ich – neben den anonymen Gutachtern und den Herausgebern der Zeitschrift – vor allem Helmut Kromrey, Jochen Gläser und Grit Laudel zu Dank verpflichtet. Die verbleibenden Unzulänglichkeiten sind indes allein auf meine Mitwirkung zurückzuführen.

works! Just do it, use it and publish!“ (Glaser 1998: 254). Erfahrene Sozialforscher beschleicht angesichts solcher Zeilen nicht zu Unrecht das Gefühl, ganz so einfach könne es wohl kaum sein. „Es“ einfach zu tun, einfach drauflos zu forschen, aus Daten Theorien zu basteln, das kommt im Forschungsalltag tatsächlich häufiger vor, als es uns als Vertretern einer sich selbst ernst nehmenden Wissenschaft lieb sein kann. Nicht selten berufen sich diese weniger erfreulichen Fälle qualitativ-empirischer Sozialforschung zur Legitimation ihres Vorgehens auf den Forschungsstil der grounded theory. Dabei unterliegen sie allerdings – ebenso wie viele ihrer schärfsten Kritikerinnen – einem zentralen Trugschluss: Methodische Verfahrensregeln können für sich genommen kein Beleg für die Geltungsbegründung einer Forschungspraxis oder ihrer Ergebnisse sein. Das vermeintlich sichere und stabile Geländer des methodischen Regelwerks, das uns auf unserem Weg zu wissenschaftlicher Erkenntnis Halt geben soll, erweist sich bei näherer Betrachtung eher als ein loser Tampen, an dem wir uns nur durch zähes eigenes Mühen ans Ziel hangeln können – und auch nur dann, wenn er sorgfältig befestigt ist.

Es kommt also einerseits auf unsere Methoden*praxis* an, aber auch darauf, ob die Verfahren, deren wir uns als Mittel bedienen, unserem Vorhaben angemessen sind. Wenn wir also über Gütekriterien qualitativer Sozialforschung im Allgemeinen und von grounded theory (fortan GT abgekürzt) im Besonderen reden, dann müssen wir unser Blickfeld über die methodischen Regeln hinaus in zwei Richtungen erweitern: Zunächst müssen wir uns Aufschluss über die Begründung der fraglichen Verfahren sowie über deren Angemessenheit verschaffen: Auf welchen epistemologischen Grundannahmen und auf welchen sozialtheoretischen Prämissen beruht das fragliche Verfahren? Welche Konsequenzen lassen sich daraus für die Bedingungen ableiten, unter denen das Praktizieren dieses Verfahrens Ergebnisse der erforderlichen Qualität hervorzubringen verspricht?

Eine zweite Blickrichtung, die hier allerdings nur am Rande thematisiert werden kann, betrifft die Praxis der empirischen Forschung auf der Basis des Forschungsstils der GT. Die verschiedentlich getroffene Einschätzung, die GT sei das in der qualitativen Sozialforschung verbreitetste Verfahren (vgl. etwa Steinke 1999: 71), lässt schon erahnen, dass wir in der Praxis auf eine große Vielfalt der Verwendungsweisen stoßen werden. Diese Vielfalt ist einerseits der erforderlichen situativen Anpassung von Regeln an das Forschungshandeln geschuldet, sie resultiert andererseits aber auch aus der eher unerfreulichen Angewohnheit mancher Forscher, jede methodologisch nicht ganz zuzuordnende Arbeit mit qualitativen Daten *ex post* mit dem Verweis auf die GT zu legitimieren.

Gütekriterien dienen der Prüfung der Qualität von Forschungsergebnissen, sie stellen aber keine Anleitung zur Erreichung hochwertiger Ergebnisse in der Forschung dar. Vielmehr bedürfen sie einer angemessenen Geltungsbegründung, und diese wiederum muss in adäquater Weise in den Regeln des Forschungsprozesses und den daraus abgeleiteten Gütekriterien abgebildet sein (Lamnek 1988: 140f.; Terhardt 1995: 382f.). Dabei sind die Regeln des Forschungsprozesses für die Qualität der Ergebnisse zentral, während Gütekriterien dazu dienen, die Adäquatheit der Regelanwendung zu überprüfen, also die fallweise Regelabweichung zu bestimmen und unter Bezug auf Standards zu bewerten. Da aber besagte Regeln ihre Legitimation aus einem wissenschafts- und erkenntnistheoretischen Postulat beziehen, muss dieses nicht nur in die Untersuchung

der Adäquatheit von Verfahren einbezogen werden; es muss zugleich auch ausgeschlossen sein, dass Bewertungen von Verfahrensregeln auf Basis einer Epistemologie erfolgen, auf die sich die Vertreterinnen dieses Verfahrens gerade *nicht* berufen. Genau dies aber ist in der Debatte um Qualitätssicherung und Gütekriterien der qualitativen Sozialforschung im Allgemeinen und der GT im Speziellen des öfteren der Fall (so etwa Kirk und Miller 1986; Schnell et al. 1999: 6, Fußnote 1; Spöhring 1989: 27).¹

Wenn wir die Diskussion ins rechte Licht rücken wollen, stehen wir im Fall der GT vor einem besonderen Problem: Die ‚Urschrift‘ der Verfahrensregeln der GT, „The discovery of grounded theory“ (Glaser und Strauss 1967) stammt aus der Feder zweier Autoren, die recht unterschiedliche wissenschafts- und erkenntnistheoretische Positionen einnehmen. Während Strauss von der pragmatistisch vorgeprägten interaktionistischen Sozialtheorie kommt und diese wesentlich weiterentwickelt hat, ist Glaser ein Schüler der positivistisch-funktionalistisch geprägten Columbia School. Das *discovery*-Buch ist denn auch – was zu erheblichen Rezeptionsproblemen geführt hat – recht allgemein und mitunter uneindeutig in seinen Aussagen. Erst später, als beide Autoren getrennte Wege gehen, werden die erkenntnistheoretischen und sozialphilosophischen Bezüge der jeweiligen Varianten von GT deutlich.² Ich beziehe mich in der folgenden Darstellung ausschließlich auf Strauss’ Fassung von GT und auf deren Fundierung im amerikanischen Pragmatismus, wie er vor allem von Peirce, James, Dewey und Mead geprägt wurde (vgl. im Überblick: Strübing 2001a).³

Ich werde im Folgenden zeigen, dass sich die GT in der Version von Strauss auf ein bestimmtes epistemologisches und wissenschaftstheoretisches Modell beruft, nämlich das pragmatistische, und dass die daraus resultierende Prozesslogik nicht ohne Auswirkungen auf die Diskussion von Gütekriterien bleiben kann. Dazu werde ich zunächst die Kernthesen des pragmatistischen Erkenntnismodells beleuchten (Abschnitt II), danach (Abschnitt III) wesentliche Arbeitsprinzipien der GT und deren Beitrag zur Qualitätssicherung umreißen, um schließlich (Abschnitt IV) die in der GT vorgeschlagenen Gütekriterien zu diskutieren. Nicht Gegenstand der vorliegenden Arbeit ist indessen ein systematischer Vergleich von Pragmatismus und kritischem Rationalismus oder der GT-Verfahren mit nomologisch-deduktiven Verfahren – vereinzelte vergleichende Hinweise dienen hier eher zur Schärfung des Bildes durch Kontrastierung.

1 Lamneks in dieser Hinsicht vorzügliche Diskussion von Gütekriterien im Spannungsfeld qualitativer und quantitativer Ansätze betont dagegen ausdrücklich die Abhängigkeit angemessener qualitativer Gütekriterien von konkreten Methodologien, Methoden und Forschungsgegenständen (1988: 140ff.), vermag allerdings in der anschließenden Überblicksdarstellung genau diese Differenzierung nicht mehr zu leisten. Stattdessen werden dort alle qualitativen Ansätze summarisch behandelt – so als würden sie auf einer einheitlichen wissenschaftstheoretischen und methodologischen Position basieren (1988: 145ff.).

2 Für Strauss’ Position vgl. insbesondere (Strauss 1991a, 1991b, 1993; Strauss und Corbin 1994), Glaser hat seine Position vor allem in (Glaser 1978, 1992, 1998) dargestellt.

3 Die Position Glasers kommt für unsere Diskussion schon deshalb nicht in Betracht, weil er einen kaum haltbaren naiven Induktionismus vertritt, der weit hinter den Stand der aktuellen methodologischen Diskussion zurückfällt.

II. Erkenntnismodell und Wirklichkeitsbegriff im Pragmatismus

Die Orientierung der Strausschen Fassung von GT am Pragmatismus wird etwa deutlich an der folgenden Passage, in der sich Strauss und Corbin zum Verhältnis von Theorie und Wirklichkeit äußern: „We follow closely here the American pragmatist position ...: A theory is not the formulation of some discovered aspect of a preexisting reality ‚out there‘. To think otherwise is to take a positivistic position that ... we reject, as do most other qualitative researchers. Our position is that truth is enacted ...: Theories are interpretations made from given perspectives as adopted or researched by researchers. To say that a given theory is an interpretation – and therefore fallible – is not at all to deny that judgments can be made about the soundness or probable usefulness of it“ (Strauss und Corbin 1994: 279).

Realität befindet sich ebenso wie die Theorien über sie in einem kontinuierlichen Herstellungsprozess, kann also nicht als immer schon gegebene ‚Welt da draußen‘ vorausgesetzt werden. Damit wird die Existenz einer physisch-stofflichen Natur nicht bestritten, wohl aber, dass wir uns auf sie als Ganze und Gegebene beziehen können. Statt dessen, so der pragmatistisch orientierte Interaktionismus, entsteht ‚unsere Realität‘ in der tätigen Auseinandersetzung mit Elementen der sozialen wie der stofflichen Natur, die damit zu Objekten für uns werden und Bedeutungen erlangen, die wir uns über Prozesse der Symbolisation wechselseitig anzeigen können. Unser Handeln in der Welt, eingedenk der reziproken sozialen Zuschreibungen, resultiert in ‚der Welt, wie wir sie kennen‘, in dem also, was Blumer die „empirische Welt“ nennt (1986).⁴ Weil aber unser Handeln immer von einer jeweiligen raum-zeitlichen und sozialen Gebundenheit aus erfolgen muss, realisieren wir darin immer nur eine unter einer Vielzahl möglicher *Perspektiven*. *Sozial* und (damit in dieser Hinsicht) *objektiv* sind diese Perspektiven, wie Mead (1987) aufzeigt, weil unser Handeln von der primären Sozialisation an immer schon über den Austausch signifikanter Symbole auf konkrete oder generalisierte Andere abgestimmt ist.

Diese soziale Abstimmung ist jedoch ebenso wenig universell, wie die dabei hervorbrachte empirische Welt der Objekte: Auch ohne zu bestreiten, dass sich Akteure aus divergierenden Interaktionskontexten im Kern mit derselben Natur auseinander zu setzen haben, können wir konstatieren, dass ihnen diese in ihrer jeweiligen Praxis in unterschiedlichen Ausschnitten und Intensitäten und folglich auch in unterschiedlichen Bedeutungen entgegentritt. Realität ist zwar objektiv, aber nicht universell, es gibt mithin auch keinen Anlass, ein universelles, akteursunabhängiges Wahrheitskriterium anzunehmen.

Die Vorstellung, soziale Akteure schöpfen ihre „empirische Welt“ aus Interaktionen in und über die soziale und dingliche Natur, impliziert zugleich die Auffassung von Realität als *Prozess*. Realität in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ist fortge-

⁴ Blumer fügt dem pragmatistischen Realitätsbegriff allerdings ein paar unangemessene und unnötige Verkürzungen zu, die ich hier nicht diskutieren kann, aber auch nicht übernehmen will. Insbesondere fehlt in seinem Konzept der physisch-sensuelle Bezug zwischen Akteur und Körper/Welt, wodurch der Eindruck entsteht, sein Begriff von Realität beschränke sich auf die Welt der Bedeutungen (vgl. Strübing 2001a, Kap 2.4).

setztem Wandel unterworfen, der seine Ursachen ebenso sehr im sozialen Prozess der interaktiven Objektbildung wie in der physisch-stofflichen Dynamik der Natur hat.

Wenn wir uns auf diese prozessuale, multiperspektivische Realitätsauffassung verständigen, kann auch das Verständnis von Theorien kein anderes als ein prozessuales sein, denn einerseits sind sie selbst Teil der Realität, und andererseits müssen sie, um wirklichkeitsangemessen zu sein, den Wandel des Wirklichkeitsausschnittes nachvollziehen, über den sie Aussagen machen wollen. Auch Universalität von Theorien ist dann ausgeschlossen: Weil Theorien nicht Entdeckungen (in) einer als immer schon gegeben zu denkenden Realität, sondern beobachtergebundene Rekonstruktionen repräsentieren, bleiben auch sie der Prozessualität und Perspektivität der empirischen Welt unterworfen.

Das klingt wenig ermutigend. Es wird sich aber zeigen, dass für die Art von Gewissheit, die wir benötigen, durchaus hinreichende Voraussetzungen vorliegen. Doch vergewissern wir uns zunächst, wie die pragmatistische Erkenntnislogik beschaffen ist, auf die sich Strauss bezieht.

1. Orientierung auf praktische Konsequenzen

Der Pragmatismus kritisiert zunächst den tradierten universalistischen Wahrheitsbegriff: An die Stelle des prinzipiellen Zweifels der Descartschen Introspektion setzen die Pragmatisten den „praktischen Zweifel“. Ziel wissenschaftlichen Denkens sei es mithin nicht, die Dinge grundsätzlich in Zweifel zu ziehen, sondern zu prüfen, welche praktischen Konsequenzen sie zeitigen, um daraus zu folgern, was ihre tatsächliche, d.h. handlungspraktische Bedeutung ausmacht: „Ziel des schlußfolgernden Denkens ist, durch die Betrachtung dessen, was wir bereits wissen, etwas anderes herauszufinden, das wir nicht wissen. Folglich ist das Schlußfolgern richtig, wenn es eine wahre Konklusion aus wahren Prämissen liefert, und sonst nicht. So betrachtet liegt das Problem seiner Gültigkeit in den Tatsachen und nicht im Denken“ (Peirce 1991d: 152).

Man möchte meinen, damit verpflichte der Pragmatismus das wissenschaftliche Denken lediglich auf Empirie anstelle bloßer Kontemplation als ultimatives Wahrheitskriterium – und in der Tat war das seinerzeit angesichts des Erfolges ‚moderner‘ Naturwissenschaften ein wichtiges Motiv für Peirce. Doch damit ist zugleich eine zweite wichtige Bestimmung getroffen: Weil die (tatsächlichen oder denkbaren) praktischen Konsequenzen eines Sachverhalts erfahrbar sein müssten, Erfahrung aber perspektivbezogen variiert, kann es keine *universell* wahre Bedeutung eines Sachverhaltes geben. Zugleich geht der Pragmatismus von einer *Kontinuität* von Denken und Handeln aus: Praktische Konsequenzen sind nicht nur Wirkungen, die ein Ding oder Sachverhalt in der ‚Welt da draußen‘ zeitigt, vielmehr besteht schon unser Denken aus „Verhaltensgewohnheiten“ (habits), die zu Überzeugungen darüber anleiten, welche praktischen Konsequenzen wir mit einem Sachverhalt verbinden und welche Bedeutung wir ihm daher zuweisen (Peirce 1991d: 194f.). Das Denken der Akteure (wie der wissenschaftlichen Beobachter) steht nicht außerhalb der Wirklichkeit, sondern ist sowohl aus deren praktischer Erfahrung geprägt als auch selbst konsequenzenträchtig.⁵ Statt in universel-

⁵ Die Ko-Genese von Reiz/Objekt und ‚habit‘ hat Dewey (1963) am Beispiel von Kerzenlicht

lem Zweifel und der Suche nach letzten Gründen siedelt der Pragmatismus sein Wahrheitskriterium also in der Perspektivität und Prozessualität praktischer Handlungsbezüge an.

2. Untersuchungslogik

Die untersuchungslogischen Folgerungen aus der pragmatistischen Orientierung an praktischen Konsequenzen haben insbesondere Charles S. Peirce und John Dewey gezogen, auf die Strauss sich für die GT ausdrücklich beruft.⁶ Peirce hat bereits früh darauf hingewiesen, dass es für jeden Zweifel eines positiven Grundes bedarf, wir also unsere Untersuchungen immer nur auf der Basis bereits erworbener Vor-Urteile beginnen können (Peirce 1991c). Praktische Zweifel entstehen, wenn diese Vor-Urteile und unsere darauf basierenden Verhaltensgewohnheiten im aktuellen Handeln problematisch werden, Dinge also nicht so funktionieren, Menschen sich nicht so verhalten, wie wir auf der Basis unserer Vor-Urteile meinen annehmen zu können. Daraus resultiert ein Prozess praktischer Problemlösung, den wir in der soziologischen Theorie etwa unter dem Stichwort vom Routinebruch thematisieren. Dewey (1938: 101ff.) nun sieht in diesem Problemlösungsprozess des Alltagshandelns das paradigmatische Modell für wissenschaftliche Untersuchungsprozesse. Schon in diesem Kontinuitätsargument zeigt sich ein wichtiger Bezugspunkt für Strauss, der GT immer aus der Perspektive der ‚naturalistic inquiry‘ thematisiert, also als eine situativ anzupassende, systematisierte Variante alltäglichen Erkenntnisgewinns. Das Moment der Wissenschaftlichkeit – auch darin sind sich Dewey und Strauss einig – liegt hier in der Systematisierung und nicht etwa darin, dass in den Wissenschaften ein vollständig anderer Wirklichkeitszugang etabliert wird.

Dewey stellt diese systematisierte Form der ‚inquiry‘ als ein fünfschrittiges Modell vor, das in Iterationen so lange durchlaufen wird, bis aus Zweifeln Überzeugungen geworden sind. Den *Ausgangspunkt* einer jeden Untersuchung bildet eine Situation der Ungewissheit oder Unbestimmtheit, wie sie etwa aus einem Routinebruch resultiert. Davon unterscheidet Dewey als *zweite* Stufe die *Problemformulierung*. Diese allerdings sei nicht mit der Durchführung der Untersuchung bzw. der Lösung des Problems zu verwechseln, weil die Problemformulierung die Lösung bzw. den Weg dorthin nicht enthält.⁷ Allerdings wird damit, wie Nagl (1998: 119f.) bemerkt, eine „Spezifikation

und kindlichem Lernen aufgezeigt. – Soziologisch hat William I. Thomas den Gedanken der Konsequenzenträchtigkeit in seinem Konzept der Situationsdefinition weitergeführt: „If men define situations as real, they are real in their consequences“ (Thomas und Thomas 1928: 572).

⁶ Ich beziehe mich hier ausschließlich auf den klassischen Pragmatismus und dessen zentrale Postulate, über die zwischen Peirce, James, Dewey und Mead weitgehend Einigkeit herrschte. Zwar gibt es im Pragmatismus – wie in allen wissenschaftlichen Ansätzen – Differenzen und teils auch heftige interne Kontroversen. Der von Lewis und Smith (1980) unternommene Versuch aber, Peirce zum Realisten, James und Dewey hingegen zu Nominalisten zu erklären, geht – wie u.a. Blumer (1977, 1983) oder Rochberg-Halton (1983) überzeugend dargelegt haben – an der Sache vorbei.

⁷ Die alltagssprachliche Redewendung ‚Problem erkannt, Problem gebannt‘ ist insofern irreführend.

des angezielten Forschungsraums“ geleistet, die auch Entscheidungen über die Auswahl relevanter Daten für die Problemlösung impliziert.

Die *dritte* Phase besteht nach Dewey in der tentativen Entwicklung möglicher Problemlösungen, wobei es zunächst darum geht, die Fakten zu sichten, d.h. zu prüfen, was ‚der Fall ist‘. Diese ‚Fakten‘ der Situation werden allerdings nicht einfach vorgefunden, sondern es handelt sich um einen aktiven Schritt des Selegierens und Interpretierens, der von den problemlösenden Personen (also bei wissenschaftlichen Untersuchungen: von den Forschenden) betrieben und zwangsläufig auf der Basis ihrer ihnen bis dahin verfügbaren Vor-Urteile initiiert und durchgeführt wird. Aus der Zusammenschau des postulierten Problems und der Fakten werden dann mögliche Lösungen entwickelt. Entscheidend ist dabei, dass es sich bei diesen Lösungsvorschlägen, wir könnten auch sagen: *ad hoc*-Hypothesen, nicht um Fakten, also empirisch fassbare Phänomene, sondern um Vorstellungen („ideas“) handelt.

Dabei kommt es nach Dewey zu einem wechselseitigen Stabilisierungsprozess zwischen Klärung der Faktenlage (oder der Handlungsbedingungen) und Entwicklung von Lösungsvorschlägen (1938: 108f.). Problemlösen wird im Pragmatismus nicht einfach als eine systematische Re-Kombination bekannter Zusammenhänge verstanden, sondern als kreativer Prozess, der zunächst mit spontanen Eingebungen und Assoziationen beginnt (die Dewey als „suggestions“ bezeichnet, 1938: 110), dann aber sukzessive zu konkreteren, ausgearbeiteteren Handlungsvorgaben voranschreitet. Suggestions entsprechen den Resultaten jener „abduktiven Blitze“, die Peirce für die Konstitution neuer Zusammenhänge verantwortlich macht (s.u. und vgl. Peirce 1991a: 404). Spontane Eingebungen sind ersichtlich keine logisch zwingenden Schlüsse, basieren also nicht auf diszipliniertem und systematischem Schlussfolgern. Erst die sukzessive Konkretisierung von *suggestions* lässt diese zu „ideas“ werden, deren Kapazität als Problemlösung zumindest einer vorläufigen Prüfung unterzogen wurde. Ideen sind also keine bloßen mentalen Kopien physischer Objekte, sondern haben immer einen überschießenden Gehalt. Zugleich sind sie selbst keine physischen Objekte, d.h. ihre Bedeutung bedarf des Ausdrucks in einer symbolischen Form z.B. sprachlicher Art. Damit (oder aus der methodologischen Perspektive: erst dann) werden *ideas* wie auch *suggestions* einer objektivierenden Untersuchung zugänglich (Dewey 1938: 111).

Im *vierten* Schritt der inquiry, dem „reasoning“, geht es darum, die Elemente dieses Prozesses, die verschiedenen suggestions, ideas und facts zueinander in Beziehung zu setzen. Es wird also gefragt, welche praktischen Konsequenzen die entwickelten Lösungsideen für das fragliche Problem voraussichtlich haben könnten. Reasoning aber ist für sich noch keine Problemlösung, sondern nur ihr tentativer Entwurf, der in praktisch operablen *ad hoc*-Hypothesen über die erwartbaren Konsequenzen bei praktischer Umsetzung mündet.

Erst in der abschließenden *finften* Prozessetappe, die Dewey als „experiment“ bezeichnet, geht es um die praktische Bewährung der in Hypothesenform ausgedrückten Neukonfiguration des Verhältnisses von Fakten und Ideen: „When the problematic situation is such as to require extensive inquiries to effect its resolution, a series of interactions intervenes. Some observed facts point to an idea that stands for a possible solution. This idea evokes more observations. Some of the newly observed facts link up with those previously observed and are such as to rule out other observed things with

respect to their evidential function. The new order of facts suggests a modified idea (or hypothesis) which occasions new observations whose result again determines a new order of facts, and so on until the existing order is both unified and complete. In the course of this serial process, the ideas that represent possible solutions are tested or „proved“ (Dewey 1938: 113f.).

Das gesamte fünfschrittige Programm der *inquiry* ist also ein iterativer Prozess. Er wird ggf. mehrfach durchlaufen, bis die Situation als ‚settled‘ erfahren wird, die Untersuchung also (im Erfolgsfall) zu einem als hinreichend bewerteten Ergebnis geführt hat.⁸ Dabei sind die einzelnen Phasen nicht als distinkte Prozessetappen zu verstehen, sondern als ein flexibles Wechselspiel von Beobachtung, Interpretation, Reflexion und Erprobung.

Dewey misst der experimentellen Phase besondere Bedeutung bei, weil nur in ihr die problemspezifische Wahrnehmung der Fakten des Problems mit den dabei entwickelten Problemlösungsideen zusammenkommen können. Sowohl Fakten als auch Ideen vollziehen sich erst durch auf ihnen gründende Operationen, also im Handeln. Das hat, wie Dimitri Shalin feststellt, Konsequenzen für den pragmatistischen Wissensbegriff und für das Verständnis von Objektivität: „Pragmatists emphasized that action is constituted by, as much as it constitutes, the environment. It is in the course of this mutual constitution that reality opens itself up to the knower. Knowing does not exist for its own sake but for the sake of doing. Whatever doubt the knower has about the nature of things, he alleviates practically, by manipulating his objects, putting them to different uses, literally forcing these objects to conform to his notion of them, and in the process of doing so establishing – *in situ* – whether a thing in question is what it is thought to be. The very mode of handling things, thus, is part and parcel of their objective being“ (Shalin 1986: 11).

3. Abduktion

Wie steht es nun mit der Abduktion, um die in Kreisen qualitativ orientierter Sozialforschung oft so viel Aufhebens gemacht wird (etwa Bohnsack 1999: 203f.; Rosenthal 1995: 211ff.)? Nicht selten begegnen wir dem Argument, die Gültigkeit qualitativer Forschungsergebnisse beruhe darauf, dass hier eine über Deduktion und Induktion hinausgehende, dritte logische Schlussform, eben die Abduktion zu Grunde liege.⁹ Jo Reichertz (1993) hat darauf hingewiesen, dass solch pauschale Behauptungen jeder Grundlage entbehren – insbesondere, weil Abduktionen keine streng logischen Schlüsse sind. Diese irrije Ansicht beruhe, so Reichertz, vor allem auf einem Rezeptionsproblem des Werkes von Peirce: In seinem Frühwerk hat dieser mit seinem Bohnen-Syllo-

⁸ Was hinreichend ist, wird in einem sozialen Aushandlungsprozess unter Einbeziehung der Auseinandersetzung mit der Natur bestimmt. Dabei bringt der Kontext ‚Wissenschaft‘ andere Standards und Gütekriterien hervor als Problemlösungsprozesse im Alltag. Entscheidend ist aber in beiden Bereichen die gemeinsam geteilte Überzeugung von der erfolgreichen Lösung des Ausgangsproblems.

⁹ Ich verzichte hier auf weitere Belege, da Reichertz (1993: 261f.) bereits eine Reihe von Autoren zitiert, die sich in diese Richtung geäußert haben.

gismus in der Tat zunächst eine dritte logische Schlussform eingeführt, von der er anfangs annahm, sie hätte den Vorteil, uns tatsächlich auf Neues schließen zu lassen, während Induktion und Deduktion immer nur bislang Ungeklärtes aus bekannten Tatsachen zu erklären vermögen (vgl. Peirce 1991b: 231ff.).

Abduktive oder hypothetische Schlüsse¹⁰ in dieser frühen Variante bei Peirce sind Schlüsse von der *Regel* und dem *Resultat* auf den *Fall*: Ich finde eine tote Frau am Boden liegend mit einem Stilet in der Brust, bin mir der allgemeinen Regel bewusst, dass tote Menschen, die mit Messern aller Art in der Brust aufgefunden werden, typischerweise keines natürlichen Todes gestorben sind und schließe daraus, dass die Tote ermordet wurde. Dieses Beispiel ist nicht zufällig aus dem kriminalistischen Milieu gewählt, denn Tatort-Kommissar Stöver und seine Kollegen pflegen sich Fällen dieser Art gewöhnlich so anzunähern. Die Betonung liegt jedoch auf ‚Annähern‘: Jeder *empirische* Schluss dieser Art ist probabilistisch, und gute Kriminalisten wissen das: Es könnte ja sein, die Frau ist nachts einem plötzlichen Herzinfarkt erlegen, eine halbe Stunde später stolpert ein Einbrecher über die noch warme Leiche und sticht in seiner Panik auf sie ein. Wir können uns also auf diese Art abduktiver oder hypothetischer Schlüsse nicht mit letzter Gewissheit verlassen. Peirce selbst war sich dessen durchaus bewusst, denn er schreibt zu seinem Bohnen-Beispiel, dies sei „eine sehr schwache Schlussart“ (1991b: 231f.). Obendrein – so Reichertz (1993: 264) – sei mit ihr streng genommen nicht wirklich *neues* Wissen zu gewinnen, sondern lediglich unser bekanntes Wissen auszuweiten.

Später, im Rahmen seines semiotisch geprägten Spätwerks, unterscheidet Peirce diese Schlussform als „qualitative Induktion“ ausdrücklich von der *Abduktion* (vgl. Reichertz 1993: 263). Der gravierende Unterschied zwischen beiden ist die Möglichkeit, tatsächlich *neues* Wissen zu gewinnen, wie sie nur die Abduktion bietet. Der späte Peirce geht im Kern von folgendem Modell aus: Wenn wir etwas wahrnehmen, haben wir es mit einem Wahrnehmungsinhalt (*percept*) zu tun, der als Ergebnis eines Zusammenwirkens von Empfindung und Sinneseindruck mit historisch erworbenem Unterscheidungswissen zu Stande kommt und im weitesten Sinne eine (unwillkürliche und vorsprachliche) Schlussfolgerung darstellt. Der entscheidende Schritt ist nun aber der von der vorsprachlichen Fassung des Wahrnehmungsinhaltes zu einem „Wahrnehmungsurteil“, denn „die Prädikation gliedert das Unbekannte, Überraschende und Erschreckende in eine mehr oder weniger bekannte Ordnung ein, verwandelt Neues in Bekanntes“ (Reichertz 1993: 268). Dieser Schritt erfolgt vermittelt der Abduktion, bei der das aktuelle *percept* mit den Erinnerungen vergangener *percepte* (also mit stilisierten *percepten*, Peirce bezeichnet das als *percipuum*) verglichen werden. Dabei können im Prinzip zwei Fälle eintreten: Zumeist meinen wir ein aktuelles *percept* einem bekannten *percipuum* zuordnen zu können; das wäre dann eine qualitative Induktion. Mitunter aber finden wir keine Entsprechung und müssen daher ein neues *percipuum* ‚erfinden‘. Auch dieser Prozess, der eigentliche „abduktive Blitz“, geschieht unwillkürlich: „Der Schluß von *percept* und *percipuum* auf eine Wahrnehmungsurteil liegt außerhalb jeder

10 Peirce verwendet zunächst den Begriff „hypothesis“, ab 1893 aber bringt er diesen für eine längere Schaffensperiode mit dem der Abduktion in Verbindung, ohne beide Begriffe definitiv klar zu trennen (Richter 1995).

Kritik und jeder Kontrolle, er ist weder gut noch schlecht – er ist eben“ (Reichertz 1993: 269).

Erst das in diesem Prozess entwickelte Verständnis der Wahrnehmungsinhalte ist diskursiv zugänglich, nicht aber der Prozess selbst. Zugleich geht Peirce davon aus, dass das neu entwickelte *percipuum* durchaus Elemente von alten enthält, diese aber neu konfiguriert, die Grenzen neu zieht, Zusammenhänge neu herstellt. Es handelt sich also dennoch – wie auch Reichertz festhält – um einen „kreativen Schluß“ (1993: 271).

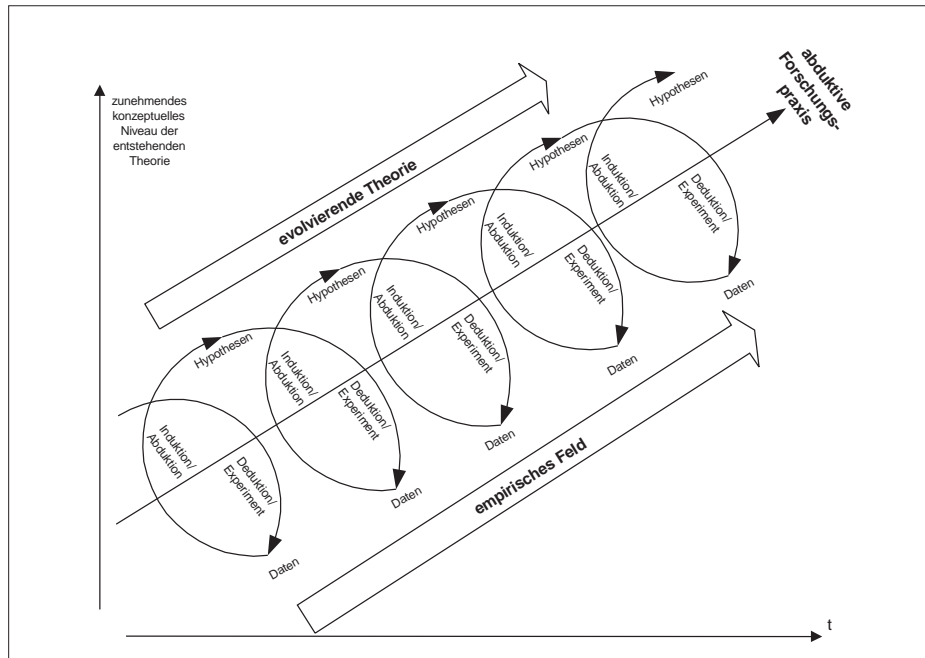
Unter dem Gesichtspunkt der Sicherung und Überprüfbarkeit der Güte der Ergebnisse wissenschaftlicher Erkenntnisprozesse klingt das nicht sonderlich verheißungsvoll. Wenn wir einerseits auf Abduktionen angewiesen sind, um neue Erkenntnisse zu gewinnen und sich andererseits dieser Teil des Prozesses der intersubjektiven Überprüfbarkeit entzieht, wie sollen wir dann zu objektiven Ergebnissen gelangen? Aber ganz so aussichtslos ist es denn doch nicht. Zunächst einmal lassen sich Bedingungen herausarbeiten, unter denen das Auftreten abduktiver „Blitze“ in besonders hohem Maße zu erwarten ist. Reichertz hält es hier weitgehend mit Peirce und schlägt lediglich den Erwerb einer „abduktiven Haltung“ zur Lösung des Problems vor. In der GT hingegen lassen sich Vorschläge zu einer Systematisierung und ‚technischen Unterstützung‘ dieser Prozesse ausmachen (s. Abschnitt III). Das heißt nun nicht, dass die GT etwa einen Weg gefunden hätte, sich dem von Peirce aufgezeigten Dilemma zu entziehen. Jedoch geht sie über den unverbindlichen Appell zur Einnahme einer „abduktiven Haltung“ hinaus und zeigt auf, wie Abduktionen produktiv in den Forschungsprozess integriert werden können.

Dabei erweist sich allerdings auch, dass Abduktionen für sich genommen keines ihrer Ergebnisse legitimieren können. Warum eine Forscherin A auf der Basis bestimmter Daten zu einem bestimmten Verständnis des fraglichen Phänomens kommt, Forscher B aber bei gleicher Datenlage zu einem anderen, lässt sich mit der Vorstellung der Abduktion zwar erklären, es lässt sich jedoch nicht entscheiden, welches das ‚richtige‘ Ergebnis ist. Dies gelingt erst in jenem iterativ-zyklischen Prozess experimenteller Erprobung, in dem aus qualitativen Induktionen ebenso wie aus Abduktionen *ad hoc*-Hypothesen erarbeitet werden, die dann im nächsten Prozessschritt in einer deduktiven Bewegung wiederum auf Daten bezogen werden (s. *Abbildung 1*). Auch dieser Prozess kann – aus den vorgenannten Gründen – zu unterschiedlichen Ergebnissen führen, über deren Gültigkeit dann wiederum diskursiv auf Basis konsensuell etablierter Gütekriterien entschieden wird.

Damit soll der kurze Durchgang durch einige Elemente der pragmatistischen Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie enden. Es sollte deutlich geworden sein, auf welche Art von Wirklichkeitsbegriff und auf was für eine Forschungslogik die GT rekurriert, wenn sie sich auf den Pragmatismus beruft. Realität ist im Pragmatismus zwar ‚real‘ in dem Sinne, das da etwas ist; das was es ist, befindet sich aber in einem Prozess kontinuierlichen Werdens. Dabei ist diese Realität auf den gestaltend-erkennenden Aktivismus der Subjekte angewiesen, die nicht getrennt von der Realität (gewissermaßen außerhalb) existieren, sondern sich immer mit und in ihr entwickeln.

Somit wird die klassische Entgegensetzung von erkennendem Subjekt und äußerer, ‚objektiver‘ Realität, zu Gunsten eines Kontinuitätsmodells aufgehoben. Das nicht fest-

Abbildung 1: Pragmatistische Forschungslogik als schematisches Prozessmodell



gelegte Kontinuum potentieller Realitäten wird so immer wieder neu, bezogen auf praktische Handlungsprobleme, erkannt und strukturiert. Mead notiert dazu: „What a thing is in nature depends not simply on what it is in itself, but also on the observer“ (zit. n. Shalin 1986: 10).

Dabei ist kein Endpunkt der Fixierung von Realität denkbar. Es geht nicht, wie in der Idee des ‚Enträtselns der Wunder der Natur‘ darum, Stück um Stück Welterkenntnis zusammenzutragen, bis man irgendwann das komplette Bild hat. Jedes Bild der ‚Welt da draußen‘ ist immer nicht nur temporär, sondern auch unvollständig, weil jeweils situationsbezogen. Dies gilt ebenso wie für das Handeln der Akteure in ihrer Alltagswelt, in der wir sie beobachten und befragen, auch für unser Forschungshandeln und betrifft damit auch den Status, den wir Daten zuschreiben können. Wiederum Mead schreibt dazu: „But facts are not there to be picked out. They have to be dissected out, and the data are the most difficult of abstractions in any field. More particularly, their very form is dependent upon the problem within which they lie“ (Mead 1938: 98).¹¹

11 Mit diesem Problem haben im übrigen – wie die Laborstudien von Knorr-Cetina (1984) und anderen gezeigt haben – nicht allein die Sozial-, sondern auch die Naturwissenschaften zu kämpfen. Es ist daher auch sehr viel weniger verlockend als noch vor einigen Jahrzehnten, den traditionellen Objektivitätsbegriff der naturwissenschaftlichen Forschung als Vorbild sozialwissenschaftlicher Methodologien heranzuziehen.

III. Qualitätssichernde Prinzipien und Verfahrensweisen der grounded theory

Doch kommen wir nun zu den Verfahrensvorschlägen der GT, um zu prüfen, in welcher Weise sie sich auf die pragmatistische Konzeption beziehen. Dabei wird es zunächst nützlich sein, das Prozessmodell der GT vor dem Hintergrund des vorgestellten Erkenntnismodells des Pragmatismus zu diskutieren.¹²

1. Das iterativ-zyklische Prozessmodell der GT

Strauss schlägt vor, die drei Verfahrensschritte Datenerhebung, Analyse und Theoriebildung statt als Abfolge aufeinander aufbauender Schritte eher als drei dynamisch miteinander verknüpfte, parallel stattfindende Modi des Forschungshandelns aufzufassen (vgl. Strauss 1991: 46). Dahinter steht die Vorstellung wechselseitiger Steuerung und Kontrolle, bei der zunächst mit einer eher unspezifischen Fragestellung Daten zu nur einem oder wenigen Fällen erhoben, umgehend analysiert und in erste theoretische Konzepte gefasst werden. Diese *ad hoc*-Hypothese über den untersuchten Fall wird an im Wege des „*theoretical sampling*“ ausgewählten weiteren Falldaten bzw. Daten zu weiteren Falldomänen einer empirischen Prüfung unterzogen – und mündet im Ergebnis in elaborierteren Konzepten oder gar Kategorien.¹³ Die von Strauss hervorgehobene Parallelität besteht darin, dass die Forschenden permanent, also über den gesamten analytischen Prozess hinweg, flexibel zwischen den drei Bereichen wechseln, also analytische Fragen unter Rekurs auf das Datenmaterial sowohl präzisiert als auch vorläufig beantwortet werden, neu erhobene Daten die Richtung des analytischen Prozesses verändern und theoretische Konzepte Einfluss auf die Erhebungsstrategie haben. Das Bild der Parallelität verdeckt allerdings leicht die (in *Abbildung 1* veranschaulichte) Dynamik und Gerichtetheit des Forschungsprozesses. Auch ohne strikte Sequenzialität impliziert das Verfahrensmodell der GT in jedem Fall einen sukzessiven Erkenntnisfortschritt, der in einer immer weiter ausgearbeiteten, gegenstandsbezogenen Theorie Ausdruck findet.¹⁴

Die analytischen Mikrozyklen verlagern das Problem der Sicherung und Prüfung der Forschungsqualität stärker in den Prozess hinein. Zuverlässigkeit und Angemessen-

12 Die GT ist das einzige Verfahren der empirischen Sozialforschung, das sich konsequent auf die pragmatische Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie beruft. Nichtsdestotrotz ließe sich zeigen, dass andere Verfahren entweder implizit in ähnlicher Weise zyklisch-iterativ vorgehen (wobei die Größe der Zyklen variiert) oder aber – problematische – Vereinseitigungen dieses Erkenntnismodells darstellen: Das gilt sowohl für sich ‚rein‘ induktiv gerierende Ansätze (Glaser 1992) als auch für jene Extremformen nomologisch-deduktiver Verfahren, die den Test von Hypothesen ohne kritisches Hinterfragen der empirischen Basis ihrer theoretischen Ausgangsmodelle betreiben (etwa Schnell et al. 1999: 9f.).

13 Der anscheinend synonyme Gebrauch der Begriffe ‚Konzept‘ und ‚Kategorie‘ in vielen Texten zur GT gibt mitunter Anlass zu Missverständnissen. Corbin und Strauss haben dabei eine dezierte Differenz im Sinn: „Concepts that are found to pertain to the same phenomenon are grouped to form categories. Not all concepts become categories. The latter are higher level, more abstract concepts, than those they present“ (Corbin und Strauss 1990: 420).

14 Auf die Möglichkeit, auf diesem Wege auch formale oder allgemeine Theorieelemente zu erarbeiten, gehe ich an dieser Stelle nicht näher ein (vgl. aber Strauss 1970).

heit der Ergebnisse müssen auf jeder Stufe erneut geprüft und bewertet werden. Für die Arbeitsschritte innerhalb dieser Zyklen von Induktion, Abduktion und Deduktion bietet die GT eine Reihe von Heuristiken an, die allesamt darauf zielen, den kreativen Prozess der analytischen Arbeit ergiebiger zu gestalten und ihn gleichzeitig zu systematisieren und zu kontrollieren. Im Mittelpunkt dieser Verfahren steht die Methode des kontinuierlichen Vergleichens, ein mehrstufiger Kodierprozess sowie das erwähnte theoretical sampling. Diese drei Elemente sind die zentralen Mittel zur Sicherung von Qualität in der GT.

2. Die Methode kontinuierlichen Vergleichens

Die „constant comparative analysis“ (Glaser und Strauss 1967: 101ff.; zuerst Glaser 1965) stellt das grundlegende Paradigma der GT dar; es besagt, dass theoretische Konzepte wesentlich aus dem fortgesetzten und systematischen Vergleich empirischer Daten zum fraglichen Phänomen zu gewinnen sind.¹⁵ Die basale Heuristik ist die von Ähnlichkeit und Unähnlichkeit: Unter welchen Bedingungen tritt ein bestimmtes Phänomen in immer gleicher Weise auf, welche veränderten Bedingungen führen andererseits zu abweichenden Phänomenen? „This constant comparison of the incidents very soon starts to generate theoretical properties of the category“ (Glaser und Strauss 1967: 106). Dieses „Konzept-Indikator-Modell“ (vgl. Strauss 1991a: 54) wird – was den Sachverhalt allerdings nur unvollständig abbildet – gerne als *induktives* Verfahren charakterisiert, z.B. von Kelle (1996: 27) und auch von Strauss und Corbin: „Eine ‚Grounded‘ Theory ist eine gegenstandsverankerte Theorie, die induktiv aus der Untersuchung des Phänomens abgeleitet wird, welches sie abbildet“ (1996: 7). Eine genauere Betrachtung zeigt indes, dass sich hinter diesem laxen Sprachgebrauch tatsächlich die Vorstellung eines vollständigen erkenntnislogischen Zyklus verbirgt. Nicht umsonst versehen die beiden ihre Definition der ‚induktiven‘ GT mit dem Hinweis, Konzepte würden „entdeckt, ausgearbeitet und vorläufig bestätigt“ (Strauss und Corbin 1996: 8).

Haig stellt dazu kritisch fest, dass die Rede vom kontinuierlichen Datenvergleich wenig Auskunft über die Art der involvierten induktiven Prozesse gibt, und betont die von Strauss fast völlig ignorierte Verbindung zwischen der Methode des kontinuierlichen Vergleichens und der Peirceschen Abduktion (Haig 1995: Abs. 17). Tatsächlich leistet die Heuristik des Datenvergleichs mehr, als das Stichwort ‚Induktion‘ vermuten lässt: Schon erkenntnislogisch kann es nicht um eine reine Emergenz von Theorie aus Empirie gehen, weil jede Dateninterpretation, auch die der constant comparative analysis, immer schon von (nicht notwendig wissenschaftlichem) Vorwissen geleitet wird (was Strauss im Gegensatz zu Glaser explizit anerkennt und in sein Verfahren inte-

15 Anders als in der analytischen Induktion, wie sie Znaniecki (1934) prägte (vgl. Bühler-Niederberger 1991), ist die Vergleichstechnik der GT nicht ausschließlich auf die Suche nach negativen, der Hypothese zuwiderlaufenden Fällen orientiert, um daraus Schlüsse für eine modifizierte Theorie oder ein modifiziertes (vor allem: eingeschränktes) *sample* zu ziehen. Sie zielt vielmehr darauf, aus jedem Datum differenziert sowohl Bestätigung für bestehende Konzepte als auch Anhaltspunkte für deren Modifikation und Ergänzung zu gewinnen (vgl. Corbin und Strauss 1990: 422; Glaser und Strauss 1967: 103f.).

griert, vgl. 1991a: 36f.). Die Auswahl der Daten und Erhebungsformen, mehr aber noch das in der Datenanalyse sukzessive entwickelte Verständnis der Daten, basiert auf einem Vorverständnis, das wir vom Gegenstandsbereich und von den erhobenen Interaktionsprozessen haben.¹⁶ Selbst die Rede von Abduktionen macht nur vor dem Hintergrund von Vorwissen einen Sinn, weil diese immer dort einsetzen, wo unser Vorverständnis nicht mehr trägt, wir also ein neues Verständnis entwickeln und erproben müssen.¹⁷ Kontinuierlich vergleichende Datenanalyse ist aber zugleich auch mehr als der Vergleich empirischer Daten und die anschließende Schlussfolgerung auf theoretische Konzepte. Vielmehr wird darin immer zugleich eine *ad hoc*-Hypothese gebildet und provisorisch geprüft. In der Rhetorik der GT sind das „generative Fragen“, die in der komparativen Analyse erarbeitet und an das weiter zu erhebende Material herangebracht werden (vgl. Strauss 1991a: 54).

3. Kodieren

In Strauss' Variante von GT wurde aus der Methode kontinuierlichen Vergleichens im Zuge der Ausdifferenzierung des Verfahrens ein dreistufiger, als ‚Kodieren‘ bezeichneter analytischer Prozess, dessen einzelne Etappen weder als gegeneinander distinkt, noch als in einer festen Sequenzialität aufeinander folgend zu verstehen sind (vgl. Flick 1995: 197). Während das *offene* Kodieren dem ‚Aufbrechen‘ der Daten durch ein analytisches Herauspräparieren einzelner Phänomene und ihrer Eigenschaften dient, zielt das *axiale* Kodieren auf das Erarbeiten eines phänomenbezogenen Zusammenhangsmodells, d.h. es werden qualifizierte Beziehungen zwischen Konzepten ‚entdeckt‘ und im Wege kontinuierlichen Vergleichens geprüft. Abhängig von der sich entwickelnden Untersuchungsfrage und den Fortschritten beim offenen und axialen Kodieren erweisen sich typischerweise ein oder zwei theoretische Konzepte als zentral für die entstehende Theorie. Das *selektive* Kodieren zielt daher auf die Integration der bisher erarbeiteten theoretischen Konzepte in Bezug auf diese wenigen „Kernkategorien“, d.h. es wird ein großer Teil des Materials re-kodiert, um die Beziehungen der verschiedenen gegenstandsbezogenen Konzepte zu den Kernkategorien zu klären und eine theoretische Schließung herbeizuführen.

Unter dem Aspekt der Qualitätssicherung ist interessant, welche Kriterien sowohl für den Übergang von einem Kodiermodus in einen anderen als auch für den Abschluss des Prozesses insgesamt geltend gemacht werden. Glaser und Strauss argumentieren mit dem Konzept der „theoretischen Sättigung“: „Saturation means that no additional data are being found whereby the sociologist can develop properties of the category“ (Glaser und Strauss 1967: 61). Anstelle vollständigen und erschöpfenden Kodierens der vorliegenden Daten wird die Kodierarbeit auf jeder Stufe nur jeweils so weit getrieben, wie sie produktiv ist, also zusätzliche Erkenntnisse erbringt. Dabei geht es immer darum, die Grenzen der Erklärungskraft einer jeweils entwickelten theoreti-

16 Dieses kann implizit oder explizit sein; seine Explikation ist allerdings ein wesentliches Qualitätskriterium für die GT, weil nur so die Dominanz empiriefremder theoretischer Konzepte in der Analyse zu kontrollieren ist.

17 Zur Rolle von und zur Kontroverse um Vorwissen in der GT vgl. auch Kelle (1996).

schen Kategorie und ihre Varianz in Abhängigkeit von angebbaren Kontextbedingungen zu erkunden.

Gerade die Kodierarbeit macht den Kern dessen aus, was Strauss für die GT von einer Kunstlehre sprechen lässt. Man muss sich in die Daten ‚einfühlen‘, Erfahrung und Intuition einbringen, unterschiedliche Interpretationen werden zwangsläufig zu divergierenden Sichtweisen gelangen – alles Vorstellungen, die auf den ersten Blick mit dem landläufigen Verständnis von Wissenschaftlichkeit nicht viel zu tun zu haben scheinen und die einen Kernpunkt des Argwohns darstellen, mit dem etwa kritische Rationalisten hermeneutische oder interpretative Verfahren beäugen (z.B. Holweg 1998).

Auch wenn die GT – wie erwähnt – eine etwas andere Auffassung von Wissenschaft, Theorie und Wirklichkeit vertritt als nomologisch-deduktive Ansätze, bedarf es auch hier natürlich unterstützender Verfahren, um die – für die Generierung neuen wissenschaftlichen Wissens unverzichtbare – interpretative Auseinandersetzung der Forschenden mit ihren Daten zu systematisieren. Für die drei Kodiermodi bietet die GT unterschiedliche Techniken der systematischen und theorie-generativen Befragung von Daten. Für das offene Kodieren ist das vor allem eine ausdifferenzierte Heuristik des Vergleichens, bei der durch kontrastive Verfahren versucht wird, alle Facetten eines jeweiligen Phänomens detailliert und vollständig herauszuarbeiten und in das theoretische Konzept einfließen zu lassen, es – wie es in der GT genannt wird – zu ‚dimensionalisieren‘.¹⁸ Eigenschaften der untersuchten Phänomene, die im Wege des Vergleichs zu Tage gefördert werden, verweisen gleichermaßen zurück in die schon vorliegenden Daten *und* geben Anlass zur Erhebung ausgewählter zusätzlicher Daten. Dies ist ein zentraler Modus der Verknüpfung von Erhebung, Analyse und Theoriebildung und bei sorgsamer Durchführung zugleich ein Garant für theoretisch dichte und in sich hinreichend differenzierte Konzepte.

Im axialen und im selektiven Kodieren wird diese Grundtechnik generativ-vergleichenden Fragens weitergeführt, allerdings mit einer wichtigen, als „Kodierparadigma“ firmierenden Modifikation: Ziel soziologischen Theoretisierens kann es nicht sein, unverbunden aneinander gereihte Phänomene dicht zu beschreiben.¹⁹ Vielmehr müssen wir, um zu erklärenden Sätzen zu kommen, Aussagen über Beziehungen zwischen den die Phänomene repräsentierenden Konzepten erarbeiten. Das Kodierparadigma schlägt daher vor, bei der Analyse der Zusammenhänge zwischen Konzepten Fragen nach *Ursachen* der zu untersuchenden *Phänomene*, deren *Kontext*, relevanten *intervenierenden Bedingungen*, phänomenbezogenen *Handlungen und Strategien* sowie deren *Konsequenzen* in theoriegenerativer Absicht an das Material heranzutragen (vgl. Strauss 1991a:

18 Etwa mit „weithergeholten Vergleichen“ (Strauss und Corbin 1996: 69f.), bei denen die fraglichen Phänomene mit offenbar weit entfernt liegenden Phänomenen konfrontiert und auf Ähnlichkeiten und Unterschiede befragt werden. Strauss und Corbin knüpfen hier an die Feldforschungstechniken von E. C. Hughes (1971) an, dessen bevorzugte Illustration des Verfahrens in der Frage „How is a priest like a prostitute?“ gipfelte (vgl. Gerson 1991: 287). Dey (1999) kritisiert Glasers ursprüngliche Heuristik des Klassifizierens nach Ähnlichkeit/Unähnlichkeit als zu eingeschränkt, vergisst aber zu bemerken, dass spätere Arbeiten in der Strauss-Linie hier wesentlich ausgefeiltere Heuristiken entwickelt haben. Neben Gerson ist hier vor allem Schatzman (1991) zu nennen, der dieses Verfahren als „dimensional analysis“ bezeichnet.

19 Hier grenzt sich die GT auch von Geertz' ethnographischem Vorgehen ab (vgl. etwa Glaser und Strauss 1967: 144ff.).

56f.; Strauss und Corbin 1996: 78ff.) und damit die zuvor isoliert betrachteten Phänomene in einen Strukturzusammenhang zu bringen.

4. Theoretical sampling

Das Verfahren des „theoretical sampling“ beruht auf der pragmatistischen Vorstellung einer sukzessiven Prüfung von aus den *ad hoc*-Hypothesen deduzierten Handlungskonsequenzen (Strübing 2001b). Beim theoretical sampling wird gefragt, welche schon vorliegenden oder noch zu erhebenden Daten zu bereits untersuchten oder auch neu heranzuziehenden Fällen die geeignete Basis für die experimentelle Prüfung der bislang nur gedankenexperimentell ‚vermuteten‘ Konsequenzen darstellen. Dabei ist die *sampling*-Strategie eng mit dem Kriterium der Sättigung verbunden: Wenn zur Prüfung eines bestimmten theoretischen Konzeptes systematisch und fortgesetzt erhobene Daten dieses nicht nur bestätigen, sondern auch keine weiteren Eigenschaften der Konzepte mehr erbringen, wird die Strategie der Fall- und Datenauswahl modifiziert. Ging es zunächst darum, in Bezug auf das untersuchte Phänomen möglichst homogene Fälle zu untersuchen, so wird nach dem Erreichen der theoretischen Sättigung diese Strategie des minimalen Vergleichs durch eine Strategie des maximalen Vergleichs ersetzt, d.h. es werden nun systematisch Daten zu Falldomänen ausgesucht, die gute Chancen haben, abweichende Ausprägungen des Phänomens aufzuweisen.²⁰ Dabei gewinnen wir die Indikatoren für eine Bestimmung der relativen Differenz von Fällen aus der bislang erarbeiteten, tentativen Theorie. Das theoretical sampling ist ein in mehrfacher Hinsicht qualitätssicherndes und kontrollierendes Verfahren: 1. Es fördert einerseits die konzeptuelle Dichte der entstehenden Theorie, indem Varianten des Phänomens systematisch erarbeitet und durch übergreifende Konzepte integriert werden, 2. es erhöht damit aber zugleich die Reichweite der Theorie, indem es in kontrollierten und explizierten Schritten eine Ausweitung des Untersuchungsbereichs ermöglicht und so in Richtung auf eine umfassende Theorie des Gegenstandsbereichs wirkt. Weil Auswahl und Erhebung der Daten sukzessive und prozessgesteuert erfolgen, ergibt sich überdies 3. die Chance, nicht nur die Adäquanz der ausgewählten Daten, sondern auch die zu ihrer Gewinnung zu verwendenden Erhebungsmethoden zu optimieren.

IV. Qualitätssicherung und Gütekriterien in der GT

Wenn man, wie Strauss wiederholt betont, GT besser oder eben auch schlechter machen kann, dann muss angebbbar sein, woran dieses mehr oder weniger an Qualität sichtbar wird. Womit wir bei der Frage von Gütekriterien wären. Diese sollen unterschieden werden von qualitätssichernden Maßnahmen, wie sie im vorangegangenen Abschnitt diskutiert wurden. Die klassische Trias der Gütekriterien, also Reliabilität, Repräsentativität und Validität, bildet für diese Frage den nahe liegenden Ausgangs-

20 Dieser Schritt ersetzt in der GT die in der analytischen Induktion praktizierte Suche nach negativen Fällen (vgl. Corbin und Strauss 1990: 422).

punkt. Nicht, weil dies die unbestrittenen Prüfsteine einer jeden empirischen Forschung wären, sondern weil sie vor dem Hintergrund ihrer Bedeutung im nomologisch-deduktiven Ansatz und angesichts der universellen Geltungsansprüche, die seine Vertreter für sie reklamieren, ein etabliertes Modell für Kriterien zur Überprüfung der Realitätshaltigkeit sozialwissenschaftlicher Forschung darstellen (Lamnek 1988: 144).²¹

Daher setzen sich auch Corbin und Strauss (1990) zunächst mit der Frage auseinander, welche Bedeutung diesen drei Kriterien für die Beurteilung GT-basierter Forschungen zukommen kann. Sie redefinieren dabei die etablierten Kriterien nach Maßgabe der abweichenden Forschungslogik und Zielsetzung der GT. Das zur Prüfung der Zuverlässigkeit eines Forschungsergebnisses in der quantitativen Sozialforschung traditionell als unverzichtbar erachtete Erfordernis der *Wiederholbarkeit* halten sie nur für sehr eingeschränkt anwendbar, nämlich „in the limited sense that it (das GT-basierte Forschungsergebnis; d.A.) is verifiable“ (1990: 424). Man könne zwar die in der Theorie getroffenen Kausalaussagen testen, müsse sich dabei allerdings darüber im Klaren sein, dass für soziale Phänomene eine buchstäbliche Wiederholbarkeit der Studie mit identischen Ergebnissen faktisch ausscheidet, weil die Herstellung identischer Ausgangsbedingungen für die erneute Untersuchung nicht zu leisten sei. Dahinter steht die Idee der Prozesshaftigkeit sowohl der sozialen Wirklichkeit als auch der Theorien darüber.

Für an Popper geschulte Ohren muss die Koppelung von Reproduzierbarkeit an eine Verifizierbarkeit der Theorie befremdlich klingen. Der kritische Rationalismus bestreitet bekanntlich die Möglichkeit der Verifikation empirisch gehaltvoller Theorien und entwickelt ersatzweise das Prinzip der Falsifikation (Popper 1994: 14f.). Strauss und Popper verwenden allerdings unterschiedliche Begriffe von Verifikation. Während Popper die Verifikation für diese Art von Theorien als Möglichkeit ausschließt, gerade weil er es für undenkbar hält, „daß ein System auf empirisch-methodischem Wege endgültig positiv ausgezeichnet werden kann“ (1994: 15), zielt die von Strauss verfochtene Verifikation als ein Schritt im wiederholt zu durchlaufenden erkenntnislogischen Zyklus von vorneherein auf eine nur vorläufige Bestätigung der ohnehin als prozesshaft verstandenen Theorie. Wenn Popper also apodiktisch formuliert „Theorien sind somit niemals empirisch verifizierbar“ (1994: 14), dann legt er damit sowohl einen anderen Begriff von Theorie, also auch – konsequenterweise – einen anderen Verifikationsbegriff zu Grunde. Entsprechend nimmt es auch nicht Wunder, dass er die Möglichkeit induktiver Schlüsse von der Empirie auf eine Theorie kategorisch ausschließt: Er wen-

21 Man könnte geneigt sein, Validität, Reliabilität und Repräsentativität in ihrer allgemeinsten und abstraktesten Form als basale Kriterien jedes Wissenschaftlichkeit beanspruchenden Wirklichkeitszugangs aufzufassen, um dann jeweils verfahrensbezogene Spezifikationen dieser Kriterien zu diskutieren. Dagegen spricht, dass im Methodendiskurs die verfahrensbezogen spezifizierten Gütekriterien nomologisch-deduktiver Ansätze derart stark in diese allgemeinen Begriffe eingeschrieben sind, dass sie meist unhinterfragt als synonym verstanden werden (vgl. etwa die geläufige Übersetzung von Repräsentativität mit ‚statistischer Repräsentativität‘ oder von Reliabilität mit ‚Wiederholbarkeit‘; Schnell et al. 1999: 6, 144ff.). Auf ein weiteres Problem hat Lamnek hingewiesen (Lamnek 1988: 145): Weil in ‚quantitativen‘ Untersuchungen die ‚Gültigkeitsgefährdung‘ vor allem in den Erhebungsmethoden gesehen wird, in ‚qualitativen‘ Verfahren hingegen stärker in der Auswertung und Interpretation, richten sich Gütekriterien selbst bei gleicher Bezeichnung tendenziell auf jeweils andere Aspekte des Forschungsprozesses.

det sich damit gegen empiristisch verabsolutierte Schlussverfahren, in denen Induktion als empirischer Schluss im *tabula rasa*-Modus gedacht wird, also ohne jegliches Vorwissen und als isoliertes Verfahren. Strauss hingegen vertritt, wie wir gesehen haben, einen pragmatistisch aufgeklärten Induktionsbegriff, der immer im Kontext einer Verbindung induktiver Elemente mit abduktiven und deduktiv-experimentellen Prozessschritten zu denken ist: Keine wissenschaftliche Erkenntnis ohne ein vollständiges und in der Regel wiederholtes Durchlaufen des erkenntnislogischen Zyklus, und kein unfruchtbarer Dualismus von hier (rein) deduktiven und da (rein) induktiven Schlussverfahren. Verifiziert sind bei Strauss solche Theorien, die vorläufig noch nicht falsifiziert wurden.²²

Auch eine empirisch begründete Theorie kann vorläufige Gültigkeit nur beanspruchen, insoweit sie systematisch-empirisch überprüft wurde. Die GT legt allerdings Wert auf einen *kontinuierlichen* Überprüfungsprozess, der bereits im fortgesetzten Vergleichen des offenen Kodierprozesses seinen Anfang nimmt und gerade deshalb in der Regel ausschließt, dass wir erst zu einem späten Zeitpunkt im Forschungsprozess unsere Theorie als ‚falsifiziert‘ verwerfen müssen.²³

Diesem Modell hat sich auch das *Repräsentativitätsverständnis* der GT unterzuordnen. „Das Ziel in der Grounded Theory besteht“, so Steinke (1999: 75), „nicht im Produzieren von Ergebnissen, die für eine breite Population repräsentativ sind, sondern darin, eine Theorie aufzubauen, die ein Phänomen spezifiziert, indem sie es in Begriffen der Bedingungen (unter denen ein Phänomen auftaucht), der Aktionen und Interaktionen (durch welche das Phänomen ausgedrückt wird), in Konsequenzen (die aus dem Phänomen resultieren) erfasst ...“.

Dem trägt das theoretical sampling Rechnung, indem die Auswahl der für die Repräsentativität der entstehenden Theorie als relevant zu erachtenden Daten und Fälle systematisch aus den Aussagesätzen dieser Theorie und ihrer Konzepte abgeleitet wird. Dabei betonen Corbin und Strauss, dass es ihnen um Repräsentativität nicht im Hinblick auf Personen zu tun ist, Befunde also nicht in Hinblick auf bestimmte Personengruppen generalisiert werden sollen. Dies schließt zwar auch der gängige Begriff von Repräsentativität nicht aus (vgl. Kromrey 1987), doch wird der Repräsentativitätsbegriff gerne auf eine statistische Repräsentativität von Aussagen aus einer in Art und Umfang bekannten Stichprobe auf eine ebenso bekannte Gesamtpopulation hin verkürzt verstanden. Darauf allerdings zielt die GT gerade nicht. Wenn etwa das Problem der Entstehung und Bewältigung von Phantomschmerz untersucht werden soll, dann orientieren sich Auswahlentscheidungen des theoretical sampling an der Frage einer umfassenden, alle Kontexte und Perspektiven einschließenden Erarbeitung des Phänomens. ‚Phantomschmerz‘ ist dann als theoretisches Konzept angemessen ausgearbeitet, wenn es empirisch gesättigte Aussagen über Ursachen, Bewältigungsstrategien und Konsequenzen in möglichst vielen unterschiedlichen Kontext-Konstellationen zulässt (etwa bei Beinamputierten im Feldlazarett ebenso wie bei Krebspatientinnen in der Chemotherapie einer Universitätsklinik). Hier gilt es also parallel zur Entwicklung der Theorie

22 Damit liegen Popper und Strauss näher beieinander als manch beherzter Kritiker der GT, aber auch – umgekehrt – manch apologetischer GT-Anhänger annehmen mag.

23 Was in der Forschungspraxis – wie Lamnek zutreffend bemerkt (1999: 123) – so schwerwiegende forschungspsychologische Probleme aufwirft, dass Falsifikationen (unabhängig von der Qualität der zu testenden Theorie) unwahrscheinlicher sind als Nicht-Falsifikationen.

die Fälle zu entdecken, zu denen sie etwas aussagt. Je mehr Typen von Konstellationen dabei Eingang in das Konzept finden, desto stärker ist die Verallgemeinerbarkeit desselben.

Welche Rolle spielt schließlich *Validität* in der GT? Selbstredend geht es auch in diesem Ansatz darum, gültige Theorien zu entwickeln, also solche, die intern widerspruchsfrei sind und extern eine adäquate Abbildung der sozialen Wirklichkeit garantieren. Beides wird einerseits durch die beschriebenen Verfahren des Dimensionalisierens sowie des axialen und des selektiven Kodierens in Verbindung mit einer inkrementellen Theoriebildungstechnik angestrebt. Dabei sind die Mikrozyklen aus Datenerhebung, Interpretation und erneuter empirischer Überprüfung von besonderer Bedeutung: In ihnen wird sehr unmittelbar ersichtlich, an welchem Punkt zusätzlich herangezogene Daten die Theorie nicht mehr hinreichend stützen – was Anlass zu Reformulierung, Differenzierung und erneuter empirischer Überprüfung ist. Diese Überprüfung der Validität sukzessive entwickelter theoretischer Konstrukte wirkt zunächst als interne Güteprüfung im Forschungsprozess. Soll sie auch als externe Güteprüfung wirksam werden, so hat dies eine möglichst detaillierte Dokumentation der im Verlauf der Mikrozyklen getroffenen Entscheidungen (sampling, *ad hoc*-Hypothesen, induktive/abduktive Schlüsse) zur Voraussetzung.

Ein klassisches Gütekriterium, die „Objektivität“, wird im Rahmen der GT überhaupt nicht thematisiert. Zugleich gibt es aber, wie im ersten Abschnitt aufgezeigt, durchaus ein pragmatistisches Konzept von Objektivität. Wie passt das zusammen? Objektivität bezeichnet in der empirischen Sozialforschung traditionell die Unabhängigkeit der Messinstrumente und der von ihnen gemessenen Werte von den Personen der Beobachtenden (Diekmann 1999: 216). Grundmerkmal qualitativer Ansätze ist aber gerade die Vorstellung, nicht zu ‚Messen‘, sondern perspektivgebundenes Wissen zu erheben und zugleich zu interpretieren. Eine Aufteilung der Datengewinnung in Messen und Interpretieren wird in Abrede gestellt. Der integrierte Prozess der immer schon interpretativen Datengewinnung stellt mit seinem induktiv/abduktiven Grundmuster den Kern jener Kunstlehre dar, bei der weder damit zu rechnen, noch gar zu wünschen ist, dass alle Interpreten zu gleichen Schlüssen kommen. Gerade die in der GT systematisch maximierte Vielzahl möglicher Lesarten bildet das Ausgangsmaterial für diskursiv zu entwickelnde und wiederum empirisch zu überprüfende Theorieentwürfe. Eine objektivierende Integration der unterschiedlichen Perspektiven auf das Material erfolgt also weder im Stile einer Entdeckung objektiver Eigenschaften der sozialen oder der dinglichen Natur, noch rein diskursiv im Sinne eines nominalistischen Modells rein mental verankerter ‚Wirklichkeiten‘. Es ist vielmehr das Wechselspiel von Objektkonstitution und sozialem Handeln mit diesen Objekten, das im sozialen Prozess des Forschens typischerweise (bekanntlich nicht immer) zu einer Schließung in Form einer weitgehend einheitlichen, im Meadschen Sinne ‚objektiven‘ Perspektive führt (vgl. Mead 1987).

Nun bewegen wir uns mit dieser Kriteriendiskussion noch auf recht abstraktem Niveau. So wie Strauss und Corbin Validität, Reliabilität und Repräsentativität diskutieren, gewinnt man den Eindruck einer eher strategisch-legitimatorischen Adaption hegemonialer Kriterien. Diese hinsichtlich der Anschlussfähigkeit der GT zu anderen Verfahren wichtige Diskussion birgt zugleich die Gefahr, die Besonderheiten der GT nur

ungenügend in die Kriterien der Qualitätsprüfung mit einzubeziehen. Sind auch die Verfahren weitgehend benannt, mit denen Qualität aus Sicht der GT zu erreichen ist,²⁴ so bleibt immer noch die Frage hinreichend handfester, praktischer und vor allem verfahrensangemessener Kriterien und Indikatoren, an denen die Güte einer jeweiligen GT-basierten Theorie abzuschätzen wäre.

Angesichts der großen Bandbreite unterschiedlichster Untersuchungsformen und Forschungsgegenstände (nicht nur) in der GT-basierten Forschung sowie der geringen Standardisiertheit des Verfahrens können wir kaum erwarten, auf ‚harte‘ Indikatoren zu treffen. Corbin und Strauss belassen es allerdings auch nicht bei allgemeinen Verhaltensregeln für gutes Forschen und erst recht beschränken sie sich nicht auf den zu Beginn zitierten emphatischen Vertrauensvorschuss á la Glaser. Statt dessen benennen sie eine Reihe von Indikatoren, die in ihrer Gesamtheit geeignet sind, die Qualität der jeweiligen Forschungsarbeiten zu evaluieren. Basis jeder externen Güteprüfung muss daher die Offenlegung aller relevanten Informationen zum Forschungsprozess in der resultierenden Forschungspublikation sein, die im Wesentlichen eine detaillierte Dokumentation der im Prozess gefällten Entscheidungen liefern soll (sensibilisierendes Vorwissen; sampling; Indikatoren für Konzepte; *ad hoc*-Hypothesen und Vorgehen beim Test derselben; Einfluss der Testergebnisse auf die weitere Theoriebildung; Vorgehen bei der Auswahl der Kernkategorie; Belege für die theoretische Sättigung der Kategorien).²⁵

Steinkes (1999: 77) Kritik der genannten Kriterien als nur „exemplarisch“ und „tautologisch“ verfehlt allerdings das Ziel: Im Grunde beklagt sie damit die mangelnde ‚Härte‘ der Kriterien, weil ihnen keine klaren Indikatoren dafür beigegeben sind, an welchen Schwellenwerten ein Prozessschritt als unzulänglich zu verwerfen ist, welches also unbedingt sicherzustellende Qualitätsstandards sind. Andererseits wäre es aber doch vermessen, wollten Schöpfer eines Verfahrens selbst festlegen, bis zu welchem Punkt mit ihrem Verfahren erzielte Ergebnisse als gültig zu bewerten sind. Das Konzept der GT zielt hier – ganz pragmatistisch – auf die Bewährung der Theorie in der Praxis: Ist die Theorie brauchbar für Akteure im untersuchten Feld und/oder für Forscherinnen, die mit dieser Theorie weiter arbeiten? Wenn uns keine universellen Wahrheitskriterien zur Verfügung stehen, dann bleibt für die Beurteilung auch einer wissenschaftlichen Theorie – neben ihrer inneren Widerspruchsfreiheit – nur die Praxis der mit unterschiedlichen handlungspraktischen Perspektiven auf sie Bezug nehmenden Akteure: Praktiker wie Forscherinnen müssen in einem interpretativen Prozess entscheiden, was die Theorie *für sie* taugt.²⁶ Allerdings ist damit mehr gemeint als die von

24 Einige Verfahrensaspekte, etwa das Gebot kollektiven Forschens (vgl. z.B. Corbin und Strauss 1990: 422), konnten hier allerdings nicht im Detail diskutiert werden.

25 Die vollständige Liste der Gütekriterien bei Corbin und Strauss ist zu lang, um sie hier im einzelnen zu diskutieren (vgl. aber Corbin und Strauss 1990: 425f.; Strauss und Corbin 1996: 214ff.).

26 Der Unterschied zwischen dem pragmatistischen und dem kritisch-rationalen Verständnis der praktisch-empirischen Bewährung einer Theorie liegt darin, dass im pragmatistischen Verständnis die Bewährung einer Theorie nicht auf den „Begründungszusammenhang“ beschränkt bleibt, sondern immer auch Aspekte des „Verwertungszusammenhangs“ mit einbezieht. Die von Reichenbach vorgeschlagene Trennung in einerseits vorwissenschaftliche Entdeckungs- und Verwertungszusammenhänge und andererseits einen allein wissenschaftlichen „Begründungszusammenhang“ wird in der GT nicht nachvollzogen.

Lincoln und Guba (1985: 289ff.) propagierte kommunikative Herstellung von Glaubwürdigkeit („trustworthiness“), weil Strauss und Corbin zwar von einer multiperspektivischen, aber eben doch – im Sinne Meads – objektiven Realität ausgehen, während Lincoln und Guba der Vorstellung einer kommunikativen Aushandlung konkurrierender Konstruktionen über die Welt verbunden bleiben.²⁷

Zur Beurteilung der Güte einer erarbeiteten Theorie sind die von Corbin und Strauss benannten Prozesskriterien ebenso ein Hilfsmittel, wie die von ihnen aufgeführten Qualitätsindikatoren für die generierte Theorie selbst (vgl. Corbin und Strauss 1990: 425f.). Dabei geht es neben der praktischen Relevanz („significance“) insbesondere um die *Dichte und Systematik* der erarbeiteten und empirisch vorläufig verifizierten Beziehungen, das erreichte *konzeptuelle Niveau* der Theorie sowie die darin enthaltene *Varianz und Reichweite* von Erklärungen der betreffenden Phänomene. Praktische Relevanz, konzeptuelle Dichte, Reichweite und empirische Verankerung sind diejenigen der genannten Kriterien, die der Struktur des Verfahrensmodells und dessen epistemologischem Hintergrund besonders angemessen sind. Anhand dieser Kriterien lässt sich zwar schwerlich sagen, eine mittels GT erarbeitete Theorie sei so und so gut, wohl aber lassen sich zwei Theorien zum Gegenstand miteinander vergleichend bewerten: Diejenige, deren Konzepte und Subkonzepte stärker und vielfältiger im Datenmaterial verankert und zugleich intensiver aufeinander bezogen sind, ist nach diesen Maßstäben die ‚bessere‘ Theorie. Die Theorie, die dabei mehr divergierende Falldomänen zu erfassen und zu integrieren versteht, hat eine größere Reichweite. Eine Studie zu Phantomschmerz, die eine differenzierte empirische Analyse der Körperselbst- und Fremdwahrnehmungen enthält und ihre theoretischen Konzepte auf das Phänomen zu beziehen weiß, ist unter Qualitätsgesichtspunkten einer Theorie vorzuziehen, die zwar auch Körperwahrnehmungen erhebt, sich dabei aber auf Selbstwahrnehmungen beschränkt und diese Daten auch nicht systematisch auf das Phänomen des Phantomschmerzes beziehen kann.

Diese Kriterien zu erfüllen oder ihnen zumindest nahe zu kommen, ist indes kein prozeduraler Automatismus, ein Mehr an Regelbefolgung und GT-Methodentechnik erbringt nicht automatisch bessere Ergebnisse. Dagegen steht die zentrale Forderung nach Flexibilität und situativer Adaption, aber auch die Einsicht in die Erforderlichkeit kreativer Eigenleistungen der Forschenden. Es gibt also so etwas wie einen Grenznutzen zwischen Regelbefolgung und gegenstandsspezifischer, kreativitätsoptimierender Verfahrensadaption. Erst auf der Basis dieser pragmatisch zu treffenden Abwägungen im konkreten Fall lässt sich sinnvoll die Qualität der Ergebnisse wie des Prozesses auf der Basis der genannten Kriterien beurteilen. Genau hier liegt auch das zentrale Motiv für das Insistieren auf einer sorgfältigen Prozessdokumentation bei Corbin und Strauss, denn nur daran lassen sich *ex post* die jeweiligen Umstände der Forschungsprojekte beurteilen und Anhaltspunkte für möglicherweise problematische Ergebnisse ausmachen. Ob etwa eine entwickelte Kategorie ‚theoretisch gesättigt‘ ist, ist zwar eine Entscheidung des Forschungsteams in Auseinandersetzung mit dem empirischen Material, die Angemessenheit dieser Entscheidung extern zu prüfen, setzt jedoch eine hinreichende

²⁷ Eine differenzierte Analyse der Stellung verschiedener dialogischer Formen der Validitätsprüfung in qualitativen Methodologien hat Terhardt (1995: 388ff.) vorgelegt – er nimmt allerdings nicht auf die GT Bezug.

(also nicht nur exemplarisch-illustrative) Dokumentation der zu Grunde liegenden empirischen Evidenzen voraus – was unter rein praktischen Gesichtspunkten im Forschungsalltag nur selten zu leisten ist.

V. Fazit

Ich habe drei Argumente für die Beurteilung von Qualitätssicherung und Gütekriterien in der *grounded theory*-basierten qualitativen Sozialforschung geltend gemacht. Das *erste* Argument lautet, eine Einschätzung macht nur vor dem Hintergrund des beanspruchten epistemologischen und wissenschaftstheoretischen Konzeptes Sinn, der Geltungsbegründung der jeweiligen Methodologie, im Falle der GT also des Pragmatismus. Objektbedeutungen als Resultat der praktischen Konsequenzen, die diese Objekte im Handeln zeitigen, ein anti-dualistisches Kontinuitätsmodell für das Verhältnis zwischen erkennenden Subjekten und ihrer Umwelt, soziale Wirklichkeit als ein aus multiplen, miteinander interagierenden Perspektiven konstituierter Prozess und Handeln als geprägt von fortgesetzten Spannungswechseln zwischen Überzeugung und Zweifel: Diese Kernelemente des Pragmatismus finden ihren methodologischen Ausdruck in Deweys iterativ-zyklischem Erkenntnismodell, das aus fortgesetzt zu durchlaufenden Schleifen von Problemkonstitution, abduktiven und induktiven Interpretationsleistungen, *ad hoc*-Hypothesen und deren deduktiv-experimenteller Überprüfung besteht.

Ein *zweites* Argument lautet: Verlässlichkeit und Leistungsfähigkeit eines methodischen Verfahrens wie der GT lassen sich nicht allein an den postulierten Gütekriterien ablesen, sondern erfordern vor allem die Betrachtung der in den Prozess implementierten qualitätssichernden Maßnahmen. Daher die Diskussion sowohl des Prozessmodells der GT (als einer Systematisierung der pragmatistischen Erkenntnislogik für die Sozialwissenschaften) als auch einzelner Verfahrenskomponenten und Techniken, wie kontinuierlichem Vergleichen und dreistufigem Kodierprozess. Dabei zeigt sich, dass gerade das iterativ-zyklische Prozessmodell eine Verlagerung und Verstetigung der Qualitätsprüfung in die Mikrozyklen des Untersuchungsprozesses hinein erfordert, da jeder Zyklus in einem – zunächst recht begrenzten – theoretischen Modell mündet, auf dessen Postulaten die anschließenden Mikrozyklen wiederum basieren. Qualitätssicherung und Gütekriterien bedingen einander hier in besonderer Weise: Mangelnde Überprüfung der Qualität erster theoretischer Konstrukte hätte fatale Folgen für alle weiteren Prozessschritte. Daher muss möglichst verlässlich angebbbar sein, unter welchen Bedingungen wir einem theoretischen Konstrukt vertrauen können. Umgekehrt nützen Kriterien wenig, wenn nicht handhabbare Techniken benennbar sind, die die Erfüllung dieser Kriterien im Regelfall sicherstellen.

Das *dritte* Argument schließlich lautet: Eine schlichte Übertragung der aus nomologisch-deduktiven Methodologien herrührenden Gütekriterien ist der GT (wie der qualitativen Sozialforschung insgesamt) nicht angemessen – schon allein, weil sie soziale Wirklichkeit sowie das Verhältnis zwischen Forschungssubjekt und zu erforschender Umwelt anders auffasst als in der nomologisch-deduktiven Tradition üblich. Natürlich könnten wir alle diese Annahmen, also die Grundlagen für die Geltungsbegründungen der GT-basierten Forschung, bestreiten. Das aber erscheint nicht nur in der Sache we-

nig erfolgversprechend, es würde vor allem eine andere Diskussion als die über Gütekriterien eröffnen.

Gütekriterien basieren auf der Idee der Überprüfbarkeit und Nachvollziehbarkeit wissenschaftlicher Schlussfolgerungen. Mitunter wird das so verstanden, als müssten wissenschaftliche Schlüsse eindeutig und zwingend, jeder Deutungsspielraum auszuschließen sein. Die Ausführungen dieses Beitrags sollten plausibel gemacht haben, dass es bei der GT dazu nie werden kann. Allerdings ist die Kritik rigider Vorstellungen von Überprüfbarkeit als realitätsfern nicht mit der Ablehnung klarer und plausibler Qualitätsansprüche verbunden, deren Einhaltung auch einer Überprüfung standhält. Diese allerdings kann nur unter Anerkennung der divergenten Perspektiven von Forschenden und Evaluatoren zu akzeptablen Bewertungen kommen. Schon deshalb kann universelle Geltung kein Ziel empirischer Sozialforschung sein. Die Trauer, die den Einen oder die Andere ob dieser Einschränkung beschleichen mag, sollte sich allerdings mit Blick auf den prozessualen Theoriebegriff der GT in erträglichen Grenzen halten: It's „... only a pause in the never-ending process of generating theory ...“

Literatur

- Blumer, Herbert, 1983: Going Astray with a Logical Scheme. *Symbolic Interaction* 6: 127–137.
- Blumer, Herbert, 1986 (1969): The Methodological Position of Symbolic Interactionism. S. 1–60 in: Ders. (Hg.): *Symbolic Interactionism: Perspective and Method*. Berkeley/London: University of California Press.
- Blumer, Herbert, 1977: Comment on Lewis' „The classic American Pragmatists as Forerunners to Symbolic Interactionism“, *Sociological Quarterly* 18: 285–289.
- Bohnsack, Ralf, 1999: *Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in Methodologie und Praxis qualitativer Forschung*. Opladen: Leske + Budrich.
- Bühler-Niederberger, Doris, 1991: Analytische Induktion. S. 446–450 in: Uwe Flick et al. (Hg.): *Handbuch Qualitative Sozialforschung*. München: PVU.
- Corbin, Juliet, und Anselm L. Strauss, 1990: Grounded Theory Research: Procedures, Canons and Evaluative Criteria, *Zeitschrift für Soziologie* 19: 418–427.
- Dewey, John, 1963 (1896): The Reflex Arc Concept in Psychology. S. 252–266 in: Ders. (Hg.): *Philosophy, Psychology and Social Practice*. New York: Putnam's Sons.
- Dewey, John, 1938: *Logic, the Theory of Inquiry*. New York: Holt, Rinehart and Winston.
- Dey, Ian, 1999: *Grounding Grounded Theory: Guidelines for Qualitative Inquiry*. London/Boston: Academic Press Inc.
- Diekmann, Andreas, 1999: *Empirische Sozialforschung. Grundlagen, Methoden, Anwendungen*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Flick, Uwe, 1995: *Qualitative Forschung: Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Gerson, Elihu M., 1991: Supplementing Grounded Theory. S. 285–301 in: David R. Maines (Hg.): *Social Organizations and Social Processes*. New York: Aldine de Gruyter.
- Glaser, Barney G., 1965: The Constant Comparative Method of Qualitative Analysis, *Social Problems* 12: 436–445.
- Glaser, Barney G., 1978: *Theoretical Sensitivity: Advances in the Methodology of Grounded Theory*. Mill Valley (CA): Sociology Press.
- Glaser, Barney G., 1992: *Emergence vs Forcing: Basics of Grounded Theory*. Mill Valley (CA): Sociology Press.
- Glaser, Barney G., 1998: *Doing Grounded Theory. Issues and Discussions*. Mill Valley (CA): Sociology Press.

- Glaser, Barney G., und Anselm L. Strauss, 1967: The Discovery of Grounded Theory: Strategies for Qualitative Research. Chicago: Aldine.
- Haig, Brian D., 1995: Grounded Theory as Scientific Method, *Philosophy of Education* 28; http://www.ed.uiuc.edu/EPS/PES-Yearbook/95_docs/haig.html (Zugriff am 8.4.2002).
- Holweg, Heiko, 1998: Erklären oder Verstehen? Die Scheinalternative des qualitativen Paradigmas, *Zeitschrift für Humanistische Sozialwissenschaft* 3: 3–61.
- Hughes, Everett C., 1971: The Sociological Eye: Selected Papers. Chicago: Aldine.
- Kelle, Udo, 1996: Die Bedeutung theoretischen Vorwissens in der Methodologie der Grounded Theory. S. 22–47 in: Rainer Strobl und Andreas Böttger (Hg.): *Wahre Geschichten? Zu Theorie und Praxis qualitativer Interviews*. Baden-Baden: Nomos Verlag.
- Kirk, Jerome, und Marc L. Miller, 1986: Reliability and Validity in Qualitative Research. Beverly Hills: Sage.
- Knorr-Cetina, Karin, 1984 (1981): Die Fabrikation von Erkenntnis: Zur Anthropologie der Naturwissenschaft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Kromrey, Helmut, 1987: Zur Verallgemeinerbarkeit empirischer Befunde bei nichtrepräsentativen Stichproben, *Rundfunk und Fernsehen* 35(4): 478–499.
- Lamnek, Siegfried, 1988: Qualitative Sozialforschung Bd. 1: Methodologie. München: PVU.
- Lamnek, Siegfried, 1999: Erklären und Verstehen. Ein Plädoyer gegen jede apodiktische Einseitigkeit, *Zeitschrift für Humanistische Sozialwissenschaft* 4: 114–135.
- Lewis, J. David, und Richard L. Smith, 1980: American Sociology and Pragmatism: Mead, Chicago Sociology and Symbolic Interaction. Chicago: University of Chicago Press.
- Lincoln, Yvonna S., und Egon G. Guba, 1985: Naturalistic Inquiry. Beverly Hills, Calif.: Sage Publications.
- Mead, George Herbert, 1938: The Philosophy of the Act. Edited and with an Introduction by Charles W. Morris. Chicago: University of Chicago Press.
- Mead, George Herbert, 1987 (1927): Die objektive Realität der Perspektiven. S. 211–224 in: Hans Joas (Hg.): George Herbert Mead: Gesammelte Aufsätze, Bd. 2. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Nagl, Ludwig, 1998: Pragmatismus. Frankfurt a.M.: Campus.
- Peirce, Charles S., 1991a (1903): Aus den Pragmatismus-Vorlesungen. S. 337–426 in: Ders. und Karl-Otto Apel (Hg.): *Schriften zum Pragmatismus und Pragmatizismus*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Peirce, Charles S., 1991b (1878): Deduktion, Induktion und Hypothese. S. 229–250 in: Ders. und Karl-Otto Apel (Hg.): *Schriften zum Pragmatismus und Pragmatizismus*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Peirce, Charles S., 1991c (1868): Einige Konsequenzen aus vier Unvermögen. S. 182–214 in: Ders. und Karl-Otto Apel (Hg.): *Schriften zum Pragmatismus und Pragmatizismus*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Peirce, Charles S., 1991d (1878): Wie unsere Ideen zu klären sind. S. 182–214 in: Ders. und Karl-Otto Apel (Hg.): *Schriften zum Pragmatismus und Pragmatizismus*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Popper, Karl Raimund, 1994 (1935): Logik der Forschung. Tübingen: Mohr.
- Reichert, Jo, 1993: Abduktives Schlußfolgern und Typen(re)konstruktion: Abgesang an eine liebgelebte Hoffnung. S. 258–282 in: Thomas Jung und Sebastian Müller-Doohm (Hg.): „Wirklichkeit“ im Deutungsprozeß. Verstehen und Methoden in den Kultur- und Sozialwissenschaften. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Richter, Ansgar, 1995: Der Begriff der Abduktion bei Charles Sanders Peirce. Frankfurt a.M./Berlin: Lang.
- Rochberg-Halton, Eugene, 1983: The Real Nature of Pragmatism and Chicago Sociology, *Symbolic Interaction* 6: 139–145.
- Rosenthal, Gabriele, 1995: Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Schatzman, Leonhard, 1991: Dimensional Analysis: Notes on an Alternative Approach to the Grounding of Theory in Qualitative Research. S. 303–314 in: David R. Maines (Hg.): *Social Organizations and Social Processes*. New York: Aldine de Gruyter.

- Schnell, Rainer, Paul B. Hill und Elke Esser, 1999: Methoden der empirischen Sozialforschung. 6., völlig überarbeitete und erweiterte Auflage. München: Oldenbourg.
- Shalin, Dmitri N., 1986: Pragmatism and Social Interactionism, *American Sociological Review* 51: 9–29.
- Spöhring, Walter, 1989: Qualitative Sozialforschung. Stuttgart: Teubner.
- Steinke, Ines, 1999: Kriterien qualitativer Forschung. Ansätze zur Bewertung qualitativ-empirischer Sozialforschung. Weinheim: Juventa.
- Strauss, Anselm, 1970: Discovering New Theory from Previous Theory. S. 46–53 in: *Tomatsu Shibutani* (Hg.): *Human Nature and Collective Behavior*. Englewood Cliffs, NJ: Prentice Hill.
- Strauss, Anselm L., 1991a: Grundlagen qualitativer Sozialforschung. München: Fink Verlag.
- Strauss, Anselm L., 1991b: Mead's Multiple Conceptions of Time and Evolution: Their Contexts and their Consequences, *International Sociology* 6: 411–426.
- Strauss, Anselm L., 1993: *Continual Permutations of Action*. New York: W. de Gruyter.
- Strauss, Anselm L., und Juliet Corbin, 1994: Grounded Theory Methodology: An Overview. S. 273–285 in: *Norman K. Denzin* (Hg.): *Handbook of Qualitative Research*. London/New York: Sage.
- Strauss, Anselm L., und Juliet Corbin, 1996: *Grounded Theory: Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. Weinheim: Beltz/PVU.
- Strübing, Jörg, 2001a: *Pragmatische Heuristik. Interaktionistische Beiträge zur Erforschung von Technik und Wissenschaft als Arbeit*. Berlin: TU Berlin, Institut f. Soziologie (unveröffentl. Ms.).
- Strübing, Jörg, 2001b: Theoretisches Sampling. In: *Ralf Bohnsack, Winfried Marotzki und Michael Meuser* (Hg.): *Hauptbegriffe qualitativer Sozialforschung*. Opladen: Leske + Budrich (im Erscheinen).
- Terhardt, Ewald, 1995: Kontrolle von Interpretationen. S. 373–397 in: *Eckard König und Peter Zedler* (Hg.): *Bilanz qualitativer Forschung Bd. 1: Grundlagen qualitativer Forschung*. Weinheim: Deutscher Studien Verlag.
- Thomas, William I., und Dorothy Swaine Thomas, 1928: *The Child in America. Behavior Problems and Programs*. New York: Alfred A. Knopf.
- Znaniecki, Florian, 1934: *The Method of Sociology*. New York: Farrar & Rinehart.
- Korrespondenzanschrift:* Dr. Jörg Strübing, Institut für Soziologie, Fakultät VII (Sekt. FR 2–5)/Architektur Umwelt Gesellschaft, Technische Universität Berlin, Franklinstr. 28/29, D-10587 Berlin
- E-Mail:* joerg.struebing@tu-berlin.de